

SEBASTIAN FITZEK

A close-up photograph of a hand with frayed, worn fingers. The hand is holding several thin, light-colored strings that hang vertically down the page. The background is dark, and the lighting highlights the texture of the skin and the fraying on the fingers.

DAS JOSHUA PROFIL

Weltbild

Das Joshua Profil

Sebastian Fitzek

Das Joshua Profil

Thriller

Weltbild

Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,
Steinerne Furt, 86167 Augsburg
Copyright © 2015 by Bastei Lübbe AG, Köln
Umschlaggestaltung: Johannes Frick, Neusäß
Umschlagmotiv: www.shutterstock.com (© gennady)
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara
Gesamtherstellung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice
Printed in the EU
ISBN 978-3-95973-078-5

2019 2018 2017 2016

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Für Roman Hocke

*Now I'm not looking for absolution
Forgiveness for the things I do
But before you come to any conclusions
Try walking in my shoes*

Depeche Mode

Es sah aus wie in einem Klassenzimmer. Wie in einem *ärmlischen* Klassenzimmer, denn die ockerfarbenen Stühle mit den unzerstörbaren Metallkufen sowie die dazu passenden Pulte wirkten wie vom Flohmarkt zusammengekauft. Von Generationen von Schülern zerkratzt und abgewetzt und eigentlich längst ausrangiert, standen sie hier völlig fehl am Platz.

»Setzt euch«, befahl uns Papa und schritt zum Kopfende des Raumes; dorthin, wo er tatsächlich eine Tafel aufgestellt hatte, auf der mit weißer Kreide stand: »Non scholae sed vitae discimus.«

»Wo sind wir hier?« Mark flüsterte, aber nicht leise genug. Papa schnellte an der Tafel herum. »Wo wir sind?«, bellte er. Der Anflug eines düsteren Lächelns zeigte sich auf seinen Lippen. Er quetschte seine Finger so laut, dass es knackte.

»WO WIR HIER SIND?«

Er verdrehte die Augen und schlug mit beiden flachen Händen auf das Lehrerpult direkt vor ihm. Bei den nächsten Worten schien er sich wieder beruhigt zu haben, jedenfalls sprach er sie deutlich leiser. Nur das Flackern in seinem Blick war noch da, als würde hinter seinen Pupillen eine Kerze im Wind stehen.

»Wonach sieht es denn aus?«

»Nach einer Schule«, sagte Mark.

»Genau. Aber es ist nicht *eine* Schule. Schon gar nicht *irgendeine*, sondern **DIE** Schule. Die einzige, die wirklich zählt.«

Papa befahl uns ein zweites Mal, uns zu setzen, und diesmal gehorchten wir ihm. Wir ließen uns in der mittleren der Dreierreihe nieder, Mark rechts und ich links von meinem Vater, der sich wie unser alter Lateinlehrer Schmidt in die Mitte des Ganges gestellt hatte. Nur, dass er keine Vokabeln abfragte, sondern einen irren Monolog hielt.

»Dort, wo ihr bisher hingegangen seid, hat man euch verarscht«, sagte er. »Man hat euch Lesen, Schreiben und Rechnen beigebracht. Ihr könnt jetzt englische Texte verstehen, wisst, was das Säugetier vom Reptil unterscheidet und wieso der Mond nicht auf die Erde fällt, zumindest hoffe ich, dass ihr das wisst, weil ihr während des Unterrichts wenigstens ab und zu mal aufgehört habt, darüber nachzudenken, in welches Höschchen ihr eure dreckigen Finger als Nächstes schieben könnt.«

Ich wurde rot. Noch nie hatte mein Vater so vulgär mit uns geredet. Am liebsten wäre ich vor Scham im Boden versunken. Ich sah zu Mark und spürte, dass es ihm ähnlich erging.

»Man sagt euch, ihr müsstet aus der Geschichte lernen, zeigt euch Atlanten, um die Welt zu verstehen, und das Periodensystem mit den Elementen, aus denen sich das Universum zusammensetzen soll, aber das Wichtigste, das lehrt man euch nicht. Wisst ihr, wovon ich rede?«

Wir schüttelten den Kopf.

»Nein. Ihr wisst nichts. Und damit zitiere ich nicht den Kinderficker Sokrates. Ihr wisst weniger als nichts, aber das ist nicht eure Schuld. Es ist die Schuld dieser unfähigen sogenannten Pädagogen, die euch das wichtigste Fach vorenthalten. Das einzige Fach, nein, sogar das ERSTE Fach, das auf diesem Planeten je unterrichtet wurde und ohne das unsere menschliche Spezies längst ausgestorben wäre. Na, wovon rede ich? Wer sagt es mir?«

Ich spürte eine Hitzewallung meinen Körper fluten, wie immer, wenn ich in der Schule Angst vor einer Klausur hatte, für die ich nicht gelernt hatte. Nur, dass ich diesmal das Gefühl hatte, noch nie zuvor im Leben so ungenügend auf eine Prüfung vorbereitet gewesen zu sein.

»Keiner?«

Ein schneller Seitenblick zu Mark zeigte mir, dass auch er den Kopf gesenkt hielt. Ich merkte, dass ich dringend

auf die Toilette musste, traute mich aber nicht, etwas zu sagen.

»Na schön, dann will ich euch mal auf die Sprünge helfen«, hörte ich Papa murmeln, als würde er zu sich selbst sprechen. Ich hob den Kopf und sah, wie er an seinem Gürtel herumfummelte. Plötzlich blitzte es vor meinen Augen auf. Licht reflektierte auf dem Metall.

»Was machst du?«, fragte ich meinen Vater, starr vor Angst. Noch nie zuvor hatte ich einen derart entrückten Blick in seinen Augen gesehen. Und noch nie zuvor dieses lange, gezackte Messer in seiner Hand.

»Denkt nach, welches Fach meine ich wohl?«, fragte er und richtete seinen Blick jetzt auf Mark, der sich noch immer nicht traute, ihm in die Augen zu schauen, was vermutlich der Auslöser dafür war, dass er sich für ihn entschied.

Mit zwei schnellen Schritten war er bei ihm, riss seinen Kopf an den Haaren hoch und setzte ihm die Klinge an die Kehle.

»Papa!«, schrie ich und sprang vom Stuhl auf.

»Bleib, wo du bist!« Die Blicke meines Vaters durchbohrten mich, es war, als ob er mit seinen Augen zwei weitere Messer führte. Zu meinem Bruder, dem der Schweiß von der Stirn perlte, sagte er: »Denk nach, Kleiner. Worin werde ich euch unterrichten?«

Mark zitterte. Alle seine Muskeln schienen bis zum Bersten gespannt, als hätte er einen Ganzkörperkrampf.

Ich sah die Furcht in seinem Gesicht, sah, wie er feucht wurde zwischen den Beinen, und in dem Moment, in dem ich die Todesangst riechen konnte, wusste ich die Antwort, die mein Vater verlangte, so verrückt und schrecklich sie auch war.

»Töten«, sagte ich und erlöste damit meinen Bruder.

»Töten?« Vater drehte sich zu mir. Erst nach einer weiteren Sekunde nahm er die Klinge von Marks Hals und lächelte zufrieden.

»Sehr gut. Das gibt ein Sternchen ins Klassenbuch.«

Ohne auch nur einen Hauch von Ironie in seiner Stimme lobte er mich für meine Antwort und nickte mir anerkennend zu.

»Es stimmt. Ihr habt nie gelernt zu töten. Niemand hat es euch beigebracht. Aber keine Sorge, dieses Versäumnis werden wir jetzt nachholen.«

Max Rhode, »Die Blutschule«, Kapitel 24, S. 135–139

Gott würfelt nicht!

Albert Einstein

Und selbst wenn Gott würfeln sollte – wir sind ihm auf der Spur.

Rudi Klausnitzer, Das Ende des Zufalls

1. Kapitel

Berlin

Dreizehn Leichen, elf vergewaltigte Frauen, sieben Verstümmelungen, ebenso viele Entführungen und zwei an ein Heizungsrohr angekettete Schwestern, die qualvoll verhungern würden, sollte man sie nicht rechtzeitig finden. Ich war zufrieden mit meiner bisherigen Bilanz, und eigentlich hätte ich ihr heute Nachmittag noch einen weiteren Mord hinzugefügt, wenn ich nicht um 15.32 Uhr gestört worden wäre, als ich gerade mit einem wehrlosen Opfer auf dem Weg in die Berliner Kanalisation war.

Zuerst hatte ich versucht, das Klingeln zu ignorieren; normalerweise schaltete ich mein Handy während der Arbeit ab, aber heute war Montag, und montags war ich mit dem Fahrdienst für unsere zehnjährige Tochter an der Reihe, selbst wenn meine Frau ausnahmsweise mal im Lande war, was wegen ihres Jobs als Langstrecken-Pilotin leider nur sehr unregelmäßig vorkam.

Zwar kannte ich die Nummer im Display nicht, doch es war ungefähr die richtige Uhrzeit. Jolas Schwimmtraining musste gerade vorbei sein, und vielleicht rief sie ja mit dem Telefon einer Freundin an. Ich entschied mich, den Anruf besser nicht auf die Mailbox laufen zu lassen, auch auf die Gefahr hin, gleich einen Callcenter-Agenten am Ohr zu haben, der mir eine Zahnzusatzversicherung oder ein Pay-TV-Abo aufschwätzen wollte und den es nicht im Geringsten kümmerte, dass ich seit Monaten mit dem Dispo im Minus hing.

Und so hatte ich entnervt mit der Zunge geschmalzt, das Kapitel des Thrillers, an dem ich gerade arbeitete, mitten im Satz zwischengespeichert und nach dem surrenden Handy auf meinem Schreibtisch gegriffen. Was, um es kurz zu machen, der

Grund dafür war, weshalb ich jetzt im Stau auf der Avus Höhe Hüttenweg stand und von meiner Tochter fünf Euro verlangte.

»Die zahl ich nicht.« Jola schüttelte den Kopf und schaute trotzig aus dem heruntergekurbelten Seitenfenster in Richtung der S-Bahn-Gleise, die hier parallel zur Stadtautobahn verliefen. Es war Mitte August, wir standen in der prallen Sonne, vor uns flimmerte die Luft über den Dächern der Blechlawine, und ich hatte das Gefühl, in einem Schnellkochtopf und nicht in meinem alten VW Käfer zu sitzen.

»Wir haben eine Abmachung«, erinnerte ich sie.

Fünf Euro für jedes Mal, wenn ich zu einem »Elterngespräch« gebeten wurde, weil sie wieder etwas angestellt hatte.

»Ich dachte, das gilt nur für die Schule. Nicht für die Freizeit.«

»Du vergisst, dass Herr Steiner nicht nur dein privater Schwimm-, sondern auch dein offizieller Sportlehrer ist. Also her mit dem Geld!«

Sie sah mich an, als hätte ich sie gezwungen, ihre dunklen Locken abzuschneiden, das Einzige an ihrem Körper, worauf sie stolz war. Ansonsten hasste sie ihre schiefe Nase, die dünnen Lippen, den viel zu langen Hals, ihre »Krüppelfüße« (der kleine Zeh hatte ihrer Ansicht nach einen viel zu kleinen Nagel) und den zarten Leberfleck auf ihrer Wange. Ganz besonders den Leberfleck, den sie an Tagen, an denen sie schlecht drauf war, mit einem Pflaster abdeckte.

»Das ist unfair«, maulte sie.

»Unfair ist, was du mit Sophia gemacht hast.«

Ich bemühte mich, nicht zu grinsen, denn eigentlich fand ich es gar nicht so schlimm, verglichen mit dem, was ich so alles angestellt hatte, als ich in ihrem Alter war. Die Erinnerung an das unangenehme Gespräch im Büro des Trainers half mir dabei, verärgert zu wirken.

»Ich weiß, Jola ist mit Abstand die Beste im Team, und ich lass ihr wirklich vieles durchgehen«, hatte Schwimm-Steiner mir zum Abschied mit auf den Weg gegeben. »Aber sollte sie sich noch so ein Ding leisten, schmeiß ich sie aus der Mannschaft.«

»Sophia hat mich einen Bastard genannt«, versuchte Jola sich zu rechtfertigen.

»Und deshalb hast du ihr Spülmittel in die Shampooflasche gefüllt?«

Ihre Mannschaftskameradin hatte einen Heulkampf unter der Dusche bekommen, als die Haare nicht aufhören wollten zu schäumen, egal wie lange sie unter der Brause stand. Der Schaum musste den gesamten Waschraum bis in die Umkleide gefüllt haben.

»Ich hab ihr nur den Kopf gewaschen.« Jola grinste, fingerte aber einen zerknitterten Fünfeuroschein aus der Vordertasche ihres Rucksacks, wo sie ihren iPod und das Taschengeld aufbewahrte.

»Du weißt schon, dass man einen Streit besser mit Worten löst?«, fragte ich sie.

»Klar, so wie in deinen Büchern.«

Eins zu null für sie.

Jola wedelte mit dem Geldschein.

»Leg ihn ins Handschuhfach«, bat ich sie und rollte zwei Meter weiter. Irgendwo am Funkturm musste es gekracht haben. Der Verkehrsreport brachte natürlich noch nichts, aber seit zehn Minuten ging es nur in Trippelschritten voran.

»Hey, Chips, wie geil.«

Sie nahm die Tüte heraus, die ich in das kleine Handschuhfach gestopft hatte, und ich konnte in letzter Sekunde verhindern, dass sie die Verpackung aufriss.

»Halt, nein! Das ist ein Geschenk für Mama!«

Sie warf mir einen skeptischen Blick zu. »Wie bitte?«

»Ja. Nächste Woche, zum Hochzeitstag.«

»Kartoffelchips?« Jola musste mir keinen Vogel zeigen, damit ich sah, was sie dachte.

»Nicht irgendwelche Kartoffelchips.« Ich deutete auf das Logo der Packung. »Das sind Peng-Chips.«

»Aha.«

»Ja, die gibt es gar nicht mehr. Die Produktion wurde vor Jah-

ren eingestellt. Hab ich dir nicht erzählt, wie Mama und ich unser erstes Date hatten?»

»Nur etwa tausend Mal!« Jola rollte mit den Augen und begann die wesentlichen Eckpfeiler der Geschichte aufzuzählen.

»Ihr wolltet ins Autokino. Du hattest den Käfer beim Aldi um die Ecke geparkt, doch als ihr losfahren wolltet, war Aldi schon zu und der Parkplatz gesperrt.«

Ich nickte und ergänzte: »Also haben wir es uns mit Peng-Chips und Cherry-Cola gemütlich gemacht, durch die Windschutzscheibe auf den leeren Discounter gestarrt und so getan, als würden wir *Jurassic Park* sehen.«

Wie immer, wenn ich daran zurückdachte, machte sich ein leicht dämliches, weil selbstvergessenes Grinsen auf meinem Gesicht breit. Wie Kim und ich eng umschlungen auf den Vordersitzen kuschelten und ich ihr in schillernden Farben die Geschichte eines Films erzählte, den ich mir in dieser Sekunde gerade ausdachte, zählte zu den schönsten Erinnerungen in meinem Leben. Abgesehen von dem Tag vor zehn Jahren natürlich, an dem das Amt uns Jola als Pflegekind anvertraute.

»Deine Mutter ist damals voll auf diese pfeffrigen Peng-Teile abgefahren«, sagte ich und rollte wieder ein Stück nach vorne. »Am Tag, an dem sie aus dem Sortiment genommen wurden, ging eine Welt für sie unter.«

»Muss echt schlimm für sie gewesen sein.«

Wir grinsten beide.

»Ja. Also hab ich den Hersteller bei Bahlsen ausfindig gemacht und ihn davon überzeugen können, für mich noch einmal eine einzige Packung herzustellen. Mama wird ausrasten, wenn sie die sieht.«

»Ganz bestimmt«, sagte Jola wenig euphorisch, stopfte den Fünfer in das Handschuhfach und schloss es wieder.

»Das wird sicher ausreichen, um sie umzustimmen.«

Ich wollte Jola fragen, wie sie das meinte, aber ich war kurzfristig abgelenkt, weil ein Vollidiot in einem SUV neben uns versuchte, die Spur zu wechseln, als würde der Stau sich dadurch

schneller auflösen. Außerdem war mir ohnehin klar, dass Jola sehr viel mehr mitbekam, als sie sollte. Sie war so unglaublich sensibel, da konnten wir uns noch so sehr bemühen, nicht in ihrer Gegenwart zu streiten. Zwar hatten Kim und ich, auch wenn wir alleine waren, das Thema Trennung nie offen angesprochen, aber die subtilen Zeichen der Entfremdung konnten Jola nicht entgangen sein.

»Fahren wir jetzt wie versprochen Pizza essen?«

Bevor ich Jola erklären konnte, dass sie sich das eigentlich nicht verdient hatte, klingelte mein Handy zum zweiten Mal an diesem Tag. Ich nahm es aus der Ablage und sah auf die Nummer. Schon wieder ein unbekannter Teilnehmer.

Jola öffnete das Handschuhfach und nahm sich ihr Geld wieder heraus.

»Wieso *das* denn?«, fragte ich in einer Klingelpause.

»Handy beim Fahren«, erinnerte sie mich an den zweiten Teil unserer – zugegeben etwas merkwürdigen – Taschengeldvereinbarung. Wann immer ich fluchte, etwas Verbotenes tat oder eine Verabredung verschob, hatte sie Anspruch auf eine Zahlung.

»Wir stehen«, protestierte ich und deutete auf die Kolonne vor uns.

»Aber der Motor läuft«, entgegnete Jola und steckte die fünf Euro wieder ein. Kopfschüttelnd, aber amüsiert nahm ich den Anruf entgegen.

Mein Grinsen verschwand mit dem ersten Wort, das der unbekannte Teilnehmer sagte.

»Hallo?«

Schmerz. Der erste Gedanke, der mir durch den Kopf schoss.
Dieser Mann hat Schmerzen.

»Wer ist denn da?«

Ich hörte ein elektronisches Warnsignal im Hintergrund, als würde ein Wecker klingeln, dann gab es eine längere Pause, und ich dachte schon, die Verbindung wäre wieder getrennt.

»Hallo?«

Nichts. Nur ein kurzes, statisches Rauschen. Dann, als ich ge-

rade wieder auflegen wollte, sagte der Mann: »Ich liege im Westend auf der Intensivstation. Kommen Sie schnell. Mir bleibt nicht mehr viel Zeit.«

Ich kniff die Augen zusammen, weil sich etwas Schweiß von meinen Brauen gelöst hatte und auf die Wimpern tropfen wollte. Neben mir fächelte sich Jola Luft mit einem Werbeprospekt zu, den sie im Fußraum gefunden hatte.

»Kann es sein, dass Sie sich verwählt haben?«, fragte ich den Mann mit der brüchigen Stimme.

»Das glaube ich kaum, Herr Rhode.«

Na schön, er kennt also meinen Namen.

»Mit wem spreche ich denn bitte?«, fragte ich ihn noch einmal, jetzt schon etwas ungeduldiger.

Der Mann hustete, dann, kurz bevor er auflegte, sagte er nach einem lang gezogenen, gequälten Stöhnen:

»Sie reden mit einem Mann, der eine Frau, vier Kinder, sechs Enkel, aber nur noch Kraft für einen einzigen Anruf hat, bevor er in wenigen Minuten stirbt. Wollen Sie nicht wissen, weshalb ich ihn ausgerechnet an Sie verschwende?«

2. Kapitel

Ein polnisches Sprichwort lautet: »Neugier tötet die Katze.«

Autoren vermutlich auch. Zumindest Autoren wie mich.

Eine halbe Stunde, nachdem der Stau sich aufgelöst hatte, stand ich im Büro des Oberarztes der Intensivmedizin im Klinikum Westend und fragte mich, ob ich den Verstand verloren hatte.

Vermutlich würde sich kein normal denkender Familienvater mit einem anonymen Anrufer treffen, der einen an sein Sterbebett zitiert, aber ich hatte nicht ohne Grund vor sechs Jahren meine Stelle als Gerichtsreporter bei einem privaten Radiosender aufgegeben. Es war die Neugierde auf Menschen und ihre Geheimnisse, die mich an den Schreibtisch getrieben und aus mir einen Schriftsteller gemacht hatte, wenn auch keinen besonders erfolgreichen; von meinem ersten Thriller einmal abgesehen. »Die Blutschule«, streng genommen dem Horrorgenre zuzuordnen, hatte sich knapp achtzigtausendmal verkauft. Der erste von insgesamt fünf Romanen. Und mit Platz zwölf auf der Paperback-Liste mein einziger Bestseller. Schon für die Fortsetzung interessierte sich nur noch die Hälfte der Leser, und mein letzter Band hatte nicht einmal mehr den Vorschuss eingespielt. Bis auf meinen Erstling waren meine Werke schon heute nicht mehr lieferbar. Würde es jetzt zur Scheidung kommen, wäre meine Frau diejenige, die mir Unterhalt zahlen müsste.

Peinlich, aber wahr.

Leider musste ich davon ausgehen, dass auch mein nächster Thriller, dessen Abgabetermin nur noch wenige Monate entfernt lag, ein Flop werden würde. Ich hatte schon hundertzwei- undzwanzig Seiten zu Papier gebracht und noch immer keinen Zugang zu den handelnden Personen gefunden. Normalerweise entwickelten sie spätestens nach dem ersten Akt ein Eigenleben

und degradierten mich zu einem Beobachter, der selbst darauf gespannt war, was seine Helden als Nächstes tun würden. Doch jetzt hatte ich bereits vierzehn Kapitel getippt, und die Figuren taten noch immer genau das, was ich im Exposé für sie vorhergesagt hatte. Kein gutes Zeichen. Und wahrscheinlich der Hauptgrund, weshalb ich den Ausflug in die Klinik als willkommene Ablenkung betrachtete, der weitaus mehr Aufregung versprach als das, was ich mir am heimischen Schreibtisch aus den Fingern zu saugen versuchte.

»Der Patient durchlebt gerade eine paradoxe Phase«, klärte mich Dr. Anselm Grabow auf, kaum dass ich sein Büro betreten hatte; eine mit Akten und Lehrbüchern vollgestopfte Kammer, viel kleiner, als ich es in einem meiner Romane beschrieben hätte.

Der vollbärtige Arzt, dem mein Kommen augenscheinlich angekündigt worden war, machte sich nicht die Mühe, mir einen Platz anzubieten, und kam gleich zur Sache: »Noch ist der Patient ansprechbar und reagiert. Das ist nicht unüblich bei Verbrennungen dieser Art. Über achtzig Prozent der Haut sind betroffen, fast alle Zonen dritten, manche sogar vierten Grades.« Damit hatte sich die Nachfrage nach einer Prognose erübrigt.

Er popelte nervös an dem Knopfloch seines fleckigen Kittels und sah mich aus blutunterlaufenen Augen an, so feuerrot, als hätte der Mediziner den Kopf mit weit aufgerissenen Lidern in ein Aquarium voller Quallen getaucht. Entweder war er hundemüde, hatte eine Bindehautentzündung oder litt an Heuschnupfen.

»Eigentlich hätten wir ihn längst intubiert und in ein künstliches Koma versetzt, aber das hat der Patient uns ausdrücklich untersagt. In dieser paradoxen Phase, in der er sich jetzt befindet, ist sein Kreislauf relativ stabil, doch das wird sich sehr bald ändern. Wir gehen davon aus, dass sein Körper bald kollabieren wird und ein multiples Organversagen einsetzt.«

»Wie heißt er?«, wollte ich wissen. »Ich meine, wer ist der Mann, und wieso will er ausgerechnet mit mir sprechen?« Dr.

Grabow zog die Mundwinkel nach unten und sah mich an, als wäre er gerade in einen Hundehaufen getreten. »Ich bin nicht befugt, Ihnen das zu sagen«, sagte er und schob, bevor ich protestieren konnte, hinterher: »Mein Patient hat mir ausdrückliche und unmissverständliche Anweisungen erteilt, was den Informationsfluss anbelangt. Ich bin von ihm nur insoweit von der ärztlichen Schweigepflicht befreit, als dass ich Ihnen sagen darf, dass er vor etwa sechs Stunden nach einem Suizidversuch mit schweren Brandtraumata bei uns eingeliefert wurde ...«

»Selbstmord?«

»Nach eigener Aussage, ja.«

Da der Arzt keinen Zweifel daran ließ, dass er mir keine weiteren Informationen anvertrauen wollte, hatte ich keine Lust, kostbare Zeit und damit die paradoxe Phase des Patienten zu vergeuden. Zumal ich Jola unten im Wagen auf dem Besucherparkplatz hatte sitzen lassen, was mich weitere fünf Euro kostete, weil sich dadurch unser verabredetes Pizzaessen verzögerte.

Dr. Grabow ließ mich von einer südländisch aussehenden Krankenschwester auf die Intensivstation führen, wo ich mit einem polizeigrünen OP-Einwegoverall, Mundschutz und Gummihandschuhen ausgestattet wurde. »Vorschrift ist Vorschrift«, sagte die Schwester, bevor sie die Tür zum Krankenzimmer hinter mir schloss und ich mich einem Mann gegenüber sah, der – im Gegensatz zu den fiktiven Figuren in meinen Romanen – tatsächlich im Begriff stand, in wenigen Stunden oder gar Minuten eines qualvollen Todes zu sterben.

Am Telefon hatte ich mich über seine schmerzverzerrte, brüchige Stimme gewundert. Jetzt, eine Dreiviertelstunde später, während ich vor seinem hydraulisch verstellbaren Krankenbett stand, fragte ich mich, wie der sterbende Unbekannte auf der himmelblauen Kunststoffmatratze es überhaupt geschafft hatte, zum Hörer zu greifen.

Der Mann sah aus, als wäre er von einem geisteskranken Chirurgen bei lebendigem Leib präpariert worden; als atmendes Studienobjekt für Anatomiestudenten. Neben dem rechten

Auge fehlten dem Gesicht die obersten Hautschichten. Sie waren wie mit einer Schleifmaschine abgetragen. Statt Stirn, Wangen, Kinn und Schläfen betrachtete ich eine verbrühte Wunde, durchzogen von milchigen Sehnen und pulsierenden Blutgefäßen. Der gesamte Körper, von den Füßen bis zum Hals, war mit sterilen Verbänden bedeckt, abgesehen von den Stellen, wo sich die Zugänge für den Morphiumtropf und die Elektrolytlösung befanden, aber ansonsten war der Mann nahezu vollständig mumifiziert, was den Schluss nahelegte, dass er unter den Verbänden nicht anders aussah als im Gesicht.

Was für ein Glück, dass Jola unten im Auto wartete. Ich hatte ihr erzählt, dass ich nur rasch einen befreundeten Arzt besuchte, den ich anfangs wegen der schlechten Verbindung nicht an der Stimme erkannt habe und der mir für meine Recherche wichtige Unterlagen geben wolle. Ich schwindelte Jola nur sehr ungern an, aber angesichts des grauenhaften Anblicks, der sich mir hier bot, war ich froh, zu dieser Notlüge gegriffen zu haben.

So, und jetzt?

Die Tür hinter mir war mittlerweile gut zwei Minuten geschlossen. Zwei Minuten, in denen ich nicht wusste, wohin ich schauen und was ich sagen sollte. Ich räusperte mich verlegen, nachdem das Brandopfer, abgesehen von einem schwachen Zucken, keinerlei Regung zeigte.

»Entschuldigung?«, fragte ich und fühlte mich dabei selbst in einer paradoxen Phase gefangen, wenn auch gewiss nicht in einer so schmerzhaften wie die, in der der Todgeweihte gerade steckte. Ich kam mir vor wie ein Eindringling. Die Tatsache, dass ich ausdrücklich einbestellt worden war, machte das Gefühl nicht besser, solange ich nicht wusste, aus welchem Grund.

»Können Sie mich hören?«

Der Mann, der mit dem verbliebenen Auge unverwandt zur Zimmerdecke starrte, nickte. Ein pfeifendes Geräusch entwich dem Loch in seinem Gesicht, dort, wo sich früher einmal der Mund befunden haben musste. Das Geräusch mischte sich mit dem Rauschen der Atemunterstützung, die in den verkrusteten

Löchern seines Nasenstumpfs steckte. Ich räusperte mich erneut, verlegen und unwissend, was ich als Nächstes tun sollte. Mein Overall raschelte bei jeder Bewegung. Es roch nach Desinfektionsmitteln, nach verbrannter Haut und Benzin, wobei meine Sinne mir bei Letzterem vermutlich einen makabren Streich spielten. Ich hasste den Geruch von Benzin. Seit meiner Kindheit hatte ich Angst vor dieser Flüssigkeit, eine regelrechte Phobie, die Tankstellen nicht gerade zu meinen beliebtesten Aufenthaltsorten machte.

Vermutlich bildete ich mir den »Duft der Angst«, wie ich ihn heimlich nannte, nur ein. Ganz sicher aber war es unerträglich heiß auf der Station. Draußen herrschten einunddreißig Grad, hier drinnen war es vielleicht etwas kühler, aber dafür wehte kein Wind. Ich spürte, wie mir der Schweiß den Rücken hinab lief, und fragte mich, ob ein Verbrennungsoffer überhaupt noch Hitze fühlen konnte.

»Sie wollten mich sprechen?«, sagte ich und klang dabei nicht nur dem Wortlaut nach wie ein Butler, der auf das Läuten seines Dienstherrn parierte. Ein weiteres Nicken. Ein weiterer Pfeifton. Ich wollte mich kratzen. Die Gummischlaufen des Mundschutzes kitzelten mich hinter den Ohren, aber aus irgendeinem Grund wollte ich mich nicht bewegen. Nicht, bevor der Unbekannte mir nicht den Grund meiner Anwesenheit verraten hatte.

»Kommen Sie«, sagte der Mann erstaunlich klar.

»Wohin?«

»Hier. Zu mir.« Er klopfte mit der bandagierten Hand auf die Decke.

Alles, nur das nicht.

Ich würde mich nicht zu ihm auf die Bettkante setzen. So weit ging die Neugierde nun doch nicht. Wohl aber so weit, dass ich mich hinabbeugte.

»Es tut mir leid ...«, flüsterte der Sterbende, als ich dicht genug bei ihm war, um seinen Atem an meiner Wange zu spüren, »... aber Joshua hat Sie auserwählt!«

3. Kapitel

Jola hatte nicht bemerkt, dass sich jemand dem Auto näherte. Mit Biffy Clyro in den Ohren und der Lautstärke des iPods im roten Bereich hätte ein Hubschrauber hinter dem Käfer landen können, und sie hätte sich nur über das Laub gewundert, das auf einmal um sie herum hochwirbelte. Deshalb blieb ihr fast das Herz stehen, als plötzlich eine Hand durch das geöffnete Seitenfenster griff und sie an der Schulter berührte.

»Verdammt, haben Sie mich erschreckt.«

Sie riss sich die Stöpsel aus den Ohren und stoppte ihre aktuelle Lieblingsband. Blut schoss ihr in die Wangen, ein Gefühl, das sie hasste, weil ihr das oft passierte, wenn sie sich aufregte, und ihr dann jeder ansehen konnte, was für ein schreckhaftes Häschen sie war.

»Sorry, tut mir sehr leid. Bist du Jola?«

Sie nickte und kniff die Augen zusammen, denn die Sonne reflektierte ungünstig auf dem Plastikschild an dem weißen Kittel, zudem war der Name darauf so klein, dass sie ihn kaum entfernen konnte.

Westend. Station 6, Dr. Schmidt, Schmied – oder Schmitz?

»Dein Vater schickt mich.«

»Mein Vater?«

»Ja, ich soll dich zu ihm bringen.«

»Ach so? Wieso denn?«

»Krieg jetzt keinen Schreck, aber es geht ihm nicht so gut. Du sollst bei ihm warten, bis deine Mutter da ist.«

»Oh, okay.«

Die Sorge um Papa ließ ihren Puls wieder auf das Tempo des Rocksongs hochschnellen, den sie gerade gehört hatte.

»Was ist denn passiert?«

»Ganz dumme Sache. Er wollte seinem Freund, unserem Oberarzt, einen Kickbox-Trick zeigen, dabei ist er gestolpert und hat sich wohl das Bein gebrochen.«

»Echt?« Jola schüttelte den Kopf. *Kann man ihn denn keine Sekunde aus den Augen lassen?*

So viel zum Thema »Das mit der Pizza holen wir gleich nach«.

Manchmal fragte sie sich, wer von ihnen beiden das Kind, und wer der Erwachsene war.

»Also schön, wo ist er denn jetzt?«, fragte Jola und griff sich ihren Rucksack. Den Wagen konnte sie offen lassen. Das einzig Wertvolle in dieser Rostlaube waren die Peng-Chips im Handschuhfach, und die waren für einen Dieb wohl kaum von Interesse.

»Komm mit, ich bring dich zu ihm«, sagte Dr. Schmidt, Schmied oder Schmitz und nahm ihre Hand.

Jola war das etwas unangenehm, auch weil die Hand sich so feucht und beinahe glitschig anfühlte, aber sie wollte nicht unhöflich sein, und bei dem Wetter schwitzte man nun mal, also erwiderte sie das Lächeln und hoffte, dass der Weg, den sie in Richtung Park einschlugen, nicht allzu lange dauern würde.

4. Kapitel

Joshua hat mich auserwählt?

Ich fühlte mich wie ein Idiot, jetzt, da der Alte auf der Intensivstation seinen ersten vollständigen Satz gesagt hatte. Irgendwie ging ich davon aus, dass der Mann *alt* war, wahrscheinlich, weil man unbewusst immer darauf hofft, niemals mit Sterbenden konfrontiert zu werden, die gleichaltrig sind oder gar jünger als man selbst.

Joshua! Na toll.

Ein Bibelspinner!

Ich murmelte eine Entschuldigung, ohne zu wissen wofür, und drehte mich um, als der Mann hinter mir zu brüllen begann:

»Halt. Hiergeblieben!« Ich sah zurück. Die verbrannte Haut im Gesicht des Sterbenden schien noch einmal dunkler geworden zu sein.

»Sie müssen fliehen, bevor es zu spät ist«, sagte er mit erstaunlich fester Stimme. »Joshua hat Sie auserwählt, und Joshua irrt nicht.«

Ich schüttelte den Kopf.

»Wer, zum Teufel, ist Joshua? Meinen Sie den biblischen Propheten?«

Und wer, zum Teufel, sind Sie?

»Dafür haben wir keine Zeit. Bitte, hören Sie auf mich. Sie dürfen sich nicht strafbar machen. Unter keinen Umständen!«

Der Mann hustete, Speichel lief ihm übers Kinn. Ich näherte mich ihm wieder.

»Wieso vermuten Sie, dass ich etwas Verbotenes tun sollte?« Ich fragte mich, ob er mich vielleicht mit einem anderen, polizeibekanntem Rhode verwechselte. Im Gegensatz zu meinem Bruder

Cosmo war ich jedoch noch nie mit dem Gesetz in Konflikt geraten.

»Ich vermute gar nichts«, sagte das Brandopfer. »Ich *weiß*, dass Sie sich strafbar machen werden. Joshua kennt Sie besser als Sie sich selbst.« Ein weiteres Husten, gefolgt von einem weiteren Pfeifton.

Im ersten Impuls hatte ich lachen wollen, es mir dann aber verkniffen angesichts des jämmerlichen Zustands, in dem sich mein merkwürdiger Gesprächspartner befand, weswegen ich jetzt lediglich einen knappen, kehligen Laut ausstieß. »Hören Sie, es tut mir sehr leid, dass es Ihnen so schlecht geht, aber ...«

Der Mann packte meine Hand. Ich zuckte zusammen. Einerseits, weil ich mit dieser Berührung nicht gerechnet hatte, andererseits, weil der Griff des Fremden so unerwartet fest war. Trotz der flexiblen Bandage, in der seine Finger steckten.

»Ich weiß, Sie kennen mich nicht. Aber ich kenne Sie. Sie sind Maximilian Rhode, achtunddreißig Jahre alt, Steuernummer 11/2557819. Mit neunzehn Jahren Boxprofi im Halbschwergewicht, bis eine Knieverletzung Ihre Karriere beendete, Ex-Reporter bei 105 Punkt Null und so, wie es aussieht, bald ein Ex-Schriftsteller mit einem Netto-Einkommen im letzten Jahr von 18 224 Euro und 63 Cent ...«

»Moment mal ...«, versuchte ich den Redeschwall des Alten zu unterbrechen. Mit jedem Wort hatte er einen Treffer gelandet. Und jeder einzelne Treffer hatte mich bis ins Mark erschüttert.

Und die Einschläge kamen noch näher.

»... verheiratet mit Kim Rhode, geborene Staffelt, zwei Jahre älter, Lufthansa-Pilotin, zeugungsunfähig von Geburt an, weswegen Sie keine leiblichen Kinder haben, dafür aber ein Pflegekind, Jola Maria, zehn Jahre alt, die als Baby von ihren crack-süchtigen Eltern auf einer öffentlichen Toilette zum Verkauf angeboten worden war und die Sie gerne adoptiert hätten, was aber wegen Ihres pädophilen Bruders immer wieder abgelehnt wurde ...«

Ein Hustenfall hinderte ihn daran, noch weitere Fakten aufzuzählen. Als er wieder normal atmete, stand mein Mund immer noch offen. Ich war so schockiert, dass ich eine Weile brauchte, um meine Stimme wiederzufinden.

»Woher ... ich meine wie ... woher zum Teufel wissen Sie das alles?«

Gut, einiges war im Internet zu finden, aber vieles davon, insbesondere Jolas Vergangenheit, waren gut gehütete Geheimnisse, vor allem, dass sie als Baby hatte »verkauft« werden sollen. Wer oder was auch immer dieser Mann war, er hatte ebenso eindrucksvoll wie furchteinflößend unter Beweis gestellt, dass er kein Spinner war, der meine Nummer zufällig aus dem Telefonbuch gewählt hatte.

Ich entzog ihm die Hand. Die Ansprache schien seine letzten Kräfte verbraucht zu haben. Er war noch weiter in sich zusammengesunken, seine Stimme klang nun nicht einmal mehr halb so laut.

»Was wollen Sie von mir?«, fragte ich, und zum ersten Mal, seit ich im Westend angekommen war, hatte ich Angst davor, eine Antwort auf eine meiner Fragen zu bekommen.

»Ich will Sie warnen. Verlassen Sie noch heute die Stadt! Erzählen Sie niemandem, wo Sie hingehen! Weder Frau noch Tochter. Kommen Sie nicht zurück! Wenigstens ein Jahr nicht, haben Sie verstanden?«

Ich schüttelte ungläubig den Kopf. »Weil sonst *was* passiert?«

Der Mann seufzte. Eine Träne trat in sein verbliebenes Auge.

Erst jetzt fiel mir auf, dass der Sterbende nicht blinzelte, da ihm das Lid dafür fehlte.

»Sonst enden Sie so wie ich«, hauchte er. Dann begann er plötzlich zu piepen.

Ich glaubte im ersten Moment tatsächlich, der Laut würde wie das Pfeifgeräusch zuvor aus seinem lippenlosen Mundloch strömen. Ich bemerkte die Nulllinie auf dem Kontrollmonitor

erst, als die Tür aufgerissen und eine Schwester, dann ein Arzt und schließlich noch zwei Pfleger in den Raum schossen, mich zur Seite drängten, jedoch keine Wiederbelebungsmaßnahmen einleiteten. Entweder, weil der Patient es so verfügt hatte.

Oder weil es ohnehin sinnlos war.

Der namenlose Unbekannte war bereits tot.